

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

182 (6.8.1932) Die Mußestunde

Die Erforschung der Herz-Hormone. Der dieser Tage gestorbene Innsbrucker Physiologe Professor Ludwig Haberlandt, war einer der ausgezeichnetsten jüngeren Forscher seines Faches, der besonders durch seine Untersuchungen über die Herz-Hormone sich in jungen Jahren einen Namen gemacht hat. Seine Untersuchungen über das Wesen des Herzschlages, über die Reizbildung und Erregungsleitung im Wirbeltierherzen sowie über die Hormone der Herzbewegung haben bedeutendes Aufsehen erregt. Es gelang ihm durch Einspritzen des Herzhormons beim Frosch, Herzen, deren Tätigkeit erlahmt war, wieder zum Schlagen zu bringen.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 22, bezogen werden.

Die Bücherliste Guinberg hat einen interessanten Versuch unternommen, indem sie durch Herausgabe des Romans „Die Porzellanstadt“ von Alexander Bergadow, ins Deutsche übertragen von Boris Krotzoff und Anne Stjesis uns mit einem russischen Aufbaumann vertraut macht. Das als Werbepremie erschienene Werk, ist, wie die Bücherliste dazu bemerkt, kein Buch mit lauter Propaganda, kein Buch im Sentimentalstil, es ist vielmehr ein Roman um ein begehrenswertes Beispiel des russischen Wiederaufbaus. Ein Unternehmer wird durch die kommende bolschewistische Revolution erschreckt und läßt vor seiner Flucht durch einen ergebenen alten Arbeiter das Maschinenhaus der Porzellanfabrik ansetzen. Alles nur in der Hoffnung, die Revolution würde nicht lange dauern, die Arbeiter der Porzellanfabrik würden insofern Hunger und Not heftig zu spüren bekommen, und nach Wiederherstellung der „geordneten Zustände“ könne er, der Unternehmer, dann als der Retter und gütige Herr erscheinen. Aber die Revolution ist so schnell nicht zu Ende, sie behauptet sich sogar und verteidigt sich erfolgreich gegen die inneren und äußeren Feinde. Die Arbeiter der Porzellanfabrik haben freilich herzlich wenig von diesen Erfolgen. Sie sitzen in einer abgelegenen Provinz und bekommen kaum die paar Krumen Brot heran, die sie zum Dasein brauchen. Schließlich raffen sie sich auf, das Maschinenhaus anzubauen und die Porzellanfabrik wieder in Gang zu bringen. Wie sie dabei mit den früheren Angehörigen des Unternehmens, die nicht recht an die Selbstständigkeit der Arbeiter glauben wollen, zu ringen haben, wie sie Ingenieure und Techniker allmählich zu sich herüberziehen oder als Saboteure erkennen und abstoßen, das ist so einfach und folgerichtig erzählt und gibt dabei doch im feinen Verhältnis ein Spiegelbild von den Nöten und vom Deterismus des russischen Aufbaus, das der Leser mit größter Spannung der Entwicklung folgt.

Das „Monatsblatt für ethisch-soziale Reorganisation“ im Verlag für ethische Kultur (Richard Wieber, Berlin SO. 16, Rungelstraße 25/27) bringt politische und wirtschaftliche Aufsätze von starkem kulturellem Werten, deren Lesart weiteren Kreisen zu empfehlen wäre.

Ueber die Freilichtoperatur bringt der Franz Adenburg-Verlag, Leipzig, ein interessantes Werk, betitelt: „Unter Raketen“ von Francis und Wilson Merrill, einem amerikanischen Ehepaar, heraus. Dieses Werk, das in heiklen Bemühen und mit großem finanziellen Einsatz an das heilige Thema der Luftfahrt herangeht, beschreibt einen Ferienaufenthalt dieser, nach Deutschland gekommenen Amerikaner, die in einem Freilichtoperaturgelände an der Ostsee, ganz neue Lebensverhältnisse und Lebensenergien gewinnen. Der zweite Teil der sozialistischen Freilichtoperaturbewegung, deren Hauptstich in Hamburg unter der Führung von Adolf Koch, steht, gewinnet, der dritte weist nach Frankreich und erzählt die Schwierigkeiten, die sich dort der Bewegung entgegenstellen. Freilich von aller, Verderte und atomistischen Kleinlichkeit bemühen sich die warmherzigen Verfasser dieser großen Freilichtoperaturbewegung das Wort zu reden und sich für sie aus innerster Ueberzeugung einzusetzen.

Vexierbild



Nachtsahmend reitet der Beduine dahin, ohne den grimmigen Wüstenkönig gewahr zu werden.

Rätsel

Spitzen-Rätsel

```

+ + + + +
r h e i a a i +
+ + + + +
o + + + +
+ + + + +

```

Die Kreuze dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die oberste waagerechte Reihe einen Zeitabschnitt.

Diamant-Rätsel

```

      A
    A C C E
  A D D E E I
G H L I M N N N
  L O P R R R
    R R U

```

Die Buchstaben sind so anzuordnen, daß die waagerechten Reihen bezeichnen: 1. einen Konsonanten, 2. einen Baum, 3. einen Baum, 4. einen Stoff, 5. eine alte französische Landschaft, 6. eine Gestalt der griechischen Sage, 7. einen Fluß, 8. ein Gelübde, 9. einen Konsonanten.

Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben am äußeren Rande der Abbildung, mit dem obersten begonnen und von links nach rechts herum gelesen, originelle Gebilde, wie man sie zur Jetztzeit viel in den Lüften schweben sieht.

Rätselaufösungen

Bilderrätsel: Das Herz gleicht ganz dem Meere, hat Ebbe, Sturm und Flut.

Richtig gelöst: Jul. Grimmer, Karlsruhe; Rosa Weiß, Karlsruhe; Wilh. Hertle, Gutzfeld; Theresia Mühllein, Dürmersheim; Heinrich Hartmann sen., Rnellingin; Margarete Arnbruster, Karlsruhe; Rosa Szimnosel, Karlsruhe; Eduard Martin, Karlsruhe.

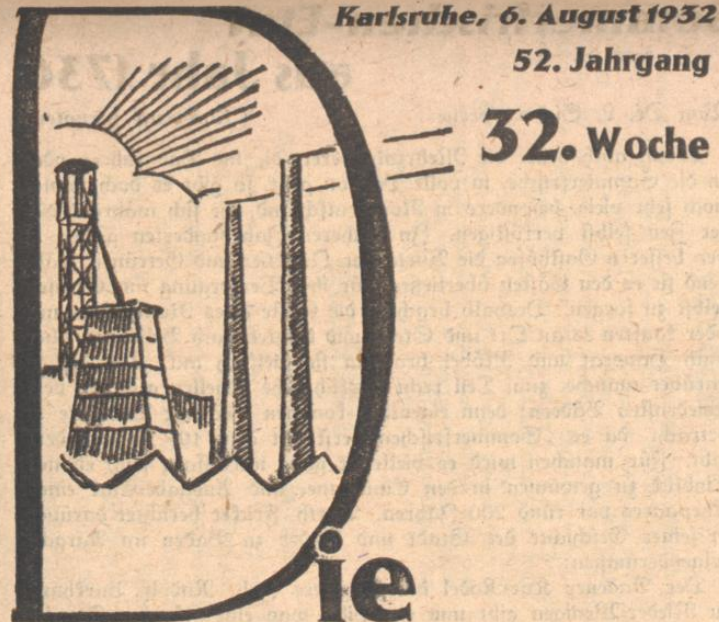
Witz und Humor

Ja, ja — die Republik. Ein höherer Beamter a. D. hat das Pech auf der Straße auszugleiten. Ursache: Bananenschale. Drt: Vor einem Warenhaus. Ergebnis: Knöchelbruch. „Ja, ja! Die Judenrepublik!“ haucht Schmerzgerührt der Unglückliche.

Ans dem wahren Jakob. Die Konferenz der Länderinnenminister mit dem Reichsinnenminister verlief recht lebhaft. Man machte aus seinem Herzen keine Märdergrube. Und die Süddeutschen sagten klipp und klar, daß sie allerdings eine ganz andere Auffassung von Demokratie hätten als das derzeitige Reichsinnenministerium. Von Bayl machte eine ungeduldige aristokratische Handbewegung: „Verschonen Sie mich mit Ihrer Formaldemokratie!“ — „Sie ist immer noch tausendmal besser als Ihre Uniformdemokratie!“ replizierte der Badenser.

Sie frisst wieder! Hansjörg, der Sohn des Großbauern, sagt um die Weihnachtszeit zum Lehrer: „Herr Lehrer, wissen Sie schon? Sie kriegen eine Gans von uns zu Weihnachten!“ „So“, sagt der Lehrer, „das freut mich!“ Das Fest vergeht, aber eine Gans ist nicht gekommen. Sagt der Lehrer: „Hansjörg, Du hast aber nicht recht gehabt mit der Gans?“ „Ach so, Herr Lehrer, das hab ich ja ganz vergessen. Es ist nichts geworden mit der Gans! Sie frisst wieder!“

Der Detektiv. Kunz wußte, daß sein Weib ihn betrog. Kunz wußte nicht, mit wem. Kunz verzeigte acht Tage. Dann lud er alle seine Freunde ein und sprach: „Ich habe mir ein nettes Spiel ausgedacht. Vor acht Tagen habe ich einen Band Goethe hier im Hause versteckt. Für den, der ihn findet, habe ich eine Kiesenüberzahlung.“ Man suchte. Berthold fand das Buch. Schon nach drei Minuten. Und Kunz hieb ihn als Ueberraschung ein mächtiges Ding herunter. Das Buch war im Schlafzimmer unter dem Kopfkissen versteckt. (111)



Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Béranger

Von Hermann Wendel

Der Ruhm, dessen sich der vor 75 Jahren gestorbene Pierre-Jean de Béranger zu Lebzeiten erfreute, machte keineswegs an den Grenzen Frankreichs Halt. Auch in Deutschland jubelte man dem Sänger zu, der seine Couplets wie Pfeile gegen das Regime der Restauration hatte schwingen lassen; Béranger nannte ihn „die Nachtigall mit der Alderklau“, Herwegh entbot ihm seinen poetischen Gruß:

Ein Schwert mit Rosen wollen wir ihm bringen,
Ein Schwert mit Rosen meinem Béranger,

und selbst Goethe, dem sonst politische Lyrik auf die Nerven fiel, war von dem Witz, dem Geist und der Ironie wie von der Herzlichkeit, der Naivität und der Grazie in den Strophen des Franzosen über die Massen entzückt; seine Lieder erschienen ihm schließlich vollkommen und „das Beste in ihrer Art“. In seinem eigenen Vaterland vollends wurde Béranger vergöttert und überflügelte an wahrer Volkstümlichkeit alle Dichter vor ihm und nach ihm; kein Lob war zu versiegen, um nicht dem „französischen Horaz“, wie Thiers ihn hieß, gesendet zu werden. Als er, der Poet der Freiheit, in einer neuen Epoche der Unfreiheit, unter dem zweiten Kaiserreich am 16. Juli 1857 fast 77jährig starb, geleitet das Regime seinen Sarg mit ganzen Regimentern zu Grabe, weil es einen Ausbruch der Volksleidenschaft fürchtete. Dann freilich kam ein Rückschlag; sein Vorbeir wurde Blatt um Blatt zerplückt, und haften blieb das böse Wort der Gebrüder Boncourt, das das unlegbare Platte und Flache, Banaale und Pfahlbürgerliche in Bérangers Weltanschauung treffen sollte: der „Anacreon der Nationalgarde“.

Sicher verrieten die Chansons, mit denen Béranger unter Napoleon I. sich und seine Freunde vergnügte, keine besondere philosophische Tiefe. In leichten, gefälligen Versen, bestimmt, in frohlicher Runde zu erklingen, predigten sie die Vorzüge von Wein, Weib und Gefang:

Ich fand an Republik Gefallen,
Seit soviel Fürsten ich gesehn;
Jetzt stift' ich eine und vor allen
Besessen sollen vier besehn.
Zins: Grenzen sind der Tisch, nicht weiter;
Daß Trinken Bürgerpflicht, ist zwei;
Drei: jedes Urteil fällt man heiter;
Und vier: die Lösung heiße: Freil!

Aber sein Herz erglühte nicht nur für eine solche Schlaraffen-Republik; seine Vaterlandsliebe, die die stärkste Saite auf seiner Leier war, sträubte sich gegen die Bourbonen, die 1814 und 1815 im Troß der Landesfeinde nach Frankreich zurückgekommen waren, und da mit ihnen ein junkerlich und pfäfflich Regiment anhub, als sei eine Bastille erklümt worden, begann er im Namen der politischen Freiheit mit trefflicheren, lustigen Chansons seinen Kleinkrieg gegen die Dynastie und ihre Handlanger, Aristokraten und

Jesuiten, Minister und Abgeordnete, Bonaparten und Epistel gab seine erlebte Reinkunst unerbittlichem Gelächter preis; hundertaufendfältig trällerte das Volk die kaden Refrains gegen die Gemalts-haber einer vorgefrigen Welt und nahm auch die ersten Strophien auf, die dem Weltfrieden, der Heiligen Allianz der Völker galten:

Hellenen, Russen, Italiener, Briten,
Etwacht, es naht die große Stunde nun!
Ihr Söhne Deutschlands habt genug gestritten,
Und ihr, Franzosen, laßt die Schwerter ruhn!
Ihr alle blutet aus derselben Wunde!
Zerbrecht die dumpe Kette, die euch bannet!
Schließt eure Reih'n zum großen Völkerverbunde!
Reicht euch die Brunderhand!

So sehr sich die große Masse für Bérangers Lieder begeisterte, so schmerzlich empfand das Restaurationregime jeden seiner Verse als Widerhaken im Fleisch. Es schleppete den Poeten vor Strafkammer und Schwurgericht, drei Monate Gefängnis, neun Monate Kerker, aber seine helle, unverzagte Stimme war nicht zu ersticken, und als im Juli 1830 das Pariser Volk in dreitägiger Straßenschlacht seinen sozusagen angestammten Monarchen zum Teufel jagte und auf den Barrikaden die Tricolore hießte, durfte sich der Dichter des Marquis von Carabas sagen, daß dieser Sieg auch sein Werk krönte.

Aber obwohl Republikaner von Gesinnung, legte sich Béranger für Ludwig Philipp ins Zeug, weil Frankreich für die Republik noch nicht reif sei, und auch als die Februarrevolution von 1848 den Thron des „Bürgerkönigs“ umgestürzt hatte, bewegte ihn Zweifel, ob das Land nicht vorzeitig zur Republik komme. Die revolutionäre Ungeduld, die nie früh genug ans Ziel gelangt, war dem schwächlichen, kurzschichtigen, kahlköpfigen, stets in strenges Schwarz gekleideten Herrn ganz fremd; wie er bedachtsam und besuchsam einen Fuß vor den anderen setzte, erwartete er es auch von der politischen Entwicklung. Hinwiederum blieb er der Sache der Volksmasse, aus deren Tiefen er aufgestiegen war, zugetan genug, um zu erkennen, daß der Wechsel politischer Formen für die Elenden und Enterbten nicht allzuviel bedeutet. So stahlen sich nach der Julirevolution kräftige soziale Klänge in seine Poesie ein; er besang die Schmutzblätter, das Weib des gefangenen Bildhauers, den wegen rückständiger Steuern ausgepöndelten Bauern und den sterbenden Bagabunden, der mit der Frage: Hat denn der Arme auch ein Vaterland? einen Satz des kommunistischen Manifestes vorwegnimmt, ließ er seinen Gluch ausstoßen:

Lehet mich ein Handverk, gebt mir Arbeit;
Mein Brot verdienen will ich ja —
Geh betteln! hieß es. Arbeit? Arbeit?
Die ist für alle Welt nicht da.
Arbeite! schrien mich an, die schmausten,
Und warfen mir die Knochen zu . . .

Ja, er hielt enge Freundschaft mit Lamennais, dem Wortkämpfer des religiösen Sozialismus, verteidigte in einem Lied die Utopisten Ciant-Cimon, Fourier und Cefantini gegen den spießbürgerlichen Vorwurf, Narren zu sein, und gefand in einem Brief an Rouget de Lisle vom Januar 1832: „Alle Welt sagt mir, daß ich als alter Feind unserer Gesellschaftsordnung eine Neigung zu all den Neuerungen dieser Art habe.“ Auch später verleugnete er seinen freilich etwas gedämpften Glauben an den Sozialismus nicht.

Wie das Chanson, das leichte Lied mit lustigem Rehrreim, zwar mit Béranger seinen Höhepunkt erreichte, aber nicht mit ihm zur Welt kam, so starb es auch nicht mit ihm aus; von Pierre Dupont bis Aristide Bruant suchten nicht wenige französische Poeten seine Uebertreibung fortzusetzen. Auch ein deutsches Chanson gibt es, zumal in unseren Tagen; wenn sie auch weit schneidendere politische und soziale Lüne anschlagen, stehen doch die Kurt Tucholsky und Walter Mehring im Schatten Bérangers. Nur geduldet dieses Gewächs auf unserem Boden schlecht. Nicht allein das heitere Temperament, sondern vor allem auch die Politisierung des französischen Volkes seit der Großen Revolution schuf die Vorbedingungen, daß dem Chanson Bérangers nicht das Kabarett, sondern die Straße gehörte. Den Deutschen aber machte seine Geschichte zum stummen Sklaven ohne jeden politischen Instinkt, und so ist es nur eine Zuspihung, keine Uebertreibung, zu sagen: ein Stück von Deutschlands Tragik offenbart sich darin, daß wir keinen Béranger hatten und haben konnten!

Epilog auf Rastelli

Von Jakob Haringer

Wie ein großer Gaukler und Zauberer alter Zeit spannte er seinen Körper als blutrotes Seil über die Bühne, auf dem die Sonnenbälle fliegen und fielen, bis der Blick aus dem heiteren Himmel der Götter dieses märchenhafte Seil zerriss und dieser Länger der Eterne selber wie ein roter Ball sich im Raum verlor.

1915 schlug Rastelli den bis dahin von Pierre Amoros gehaltenen

Reford im Jonglieren mit 9 Bällen. Aber dieser 10. Ball kostete ihn nicht nur ungeheure Arbeitsanstrengung, er trainierte 10 Stunden täglich, er verkürzte sein Leben auch um Jahrzehnte.

Rastelli war Equilibrist. Was er abends in 10 Minuten zeigte, war der Extrakt einer im täglichen Training gezeigten Arbeitsleistung von Generationen. Ein glänzender Beweis für die Tatsache, daß jede menschliche Leistung auf ununterbrochener Arbeit beruht. Ein Beweis auch dafür, daß der menschliche Körper die physikalischen Gesetze bis zur scheinbaren Aufhebung für fabelhafte Leistungen beherrschen lernen kann, allerdings nie anders, als daß er dabei jedesmal ein Stück Leben verliert. Und in der Tat beruht die Magie der künstlerischen Leistung immer darauf, daß sie in der Ekstase Blut opfert, deshalb bleibt sie unvergänglich und deshalb müssen wir uns immer wieder an sie erinnern.

Den statischen Sinn trainierten Rastellis Vorfahren bereits, als sie sich als Seiltänzer und Schwefelbrenner ausbildeten. Rastelli ging schon in der Jugend, nach einer Schulterverletzung, nicht mehr überes Seil. Der statische Sinn für alle Muskeln, Sehnen und Organe seines Körpers war durchgebildet und dominierte bereits in dem sonnenähnlichsten Organ des Körpers, den Augen. Das war das Unerhörte, dieser Kopf mit den Knospen und Blüten der Augen war selbständig geworden und begann mit den kleinen Sonnenbällen zu spielen. Der Körper selbst war jetzt ein Seil aus Stahl geworden, auf dem die Bälle tanzen konnten, im Gleichgewicht gehalten durch die Augen. Und Bälle mußten es schon sein, das Wichtigste, was es nach dem Wasser gibt.

Einen Menschen mit solch überlegenem statischem Sinn mußte die Bewegung der Kugel aufs äußerste reizen. Rastelli war leidenschaftlich in das Kreieren verliebt, in das Kreieren vieler, kleiner Sonnen. Schon sein Name war dafür ein Symbol: Ra—stellen, die Stellungen des Sonnenkreises. Bäre es möglich gewesen, er hätte auch den höchsten Traum aller Gaukler erfüllt, zu fliegen die Schwere des Körpers völlig aufzuheben. Denn was ist der Tanz, das Spiel mit dem Ball anders als der Versuch davonzufliegen, da das nur mechanisch möglich war, machte er, der Individualist und Dynamiker, das Umgekehrte. Er wird selber der Mittelpunkt der weggeschleuderten und um ihn rotierenden Sonnen, die er wie durch ein Wunder lächelnder Ruhe immer wieder anzieht. Die Bälle tanzten verzückt auf dem seinen stählernen Seil seines Körpers wie auf einem seidenen Haar und umgaben ihn schmeichelnd wie die Trabanten eines Gestirns. Jeder Ball war sein Liebling, mit dem er spielte. Es war der phantastischste Anblick und der Höhepunkt seiner Leistung, wenn er Bälle und Stäbe wie ein Janbärer in die Luft warf und mit den Augen nach ihnen wie nach Sternen jagte. Wie eine Sonne schleuderte er sie in den Raum und alle kehrten sie zu ihm zurück ins Gleichgewicht. Wie ein Orkan scherte nach solcher Leistung der Beifallssturm ein.

Ich hörte einmal, daß Rastellis Frau und seine Bekannten ihn als einen ungewöhnlich harmonischen und heiteren Menschen schilderten, ohne Hemmungen und Zwiespalt. Für einen Menschen ohne Nahrungsjorgen, dessen Sinne in allen Funktionen durch tägliches Training seit Generationen ausbalanciert sind, kann es nur noch ganz ungewöhnliche Störungen von außen geben. Gerade die Artisten sind als besonders lebenswürdige, bescheidene und raschlos arbeitende Menschen bekannt. Und sicherlich ist gerade heute ein Mensch, der sich in körperlichen und seelischen Gleichgewicht befindet, eine Ausnahmeerscheinung, ein Wunder. Ja, es scheint fast, als dulde unsere furchtbare Zeit heute nicht einmal diese wenigen glücklichen Lieblinge der Götter, die sie täglich zu Rekordleistungen herausfordert, bis sie vernichtet sind. Hat diese Zeit nicht auch das entzückende Spiel Rastellis mit seinen goldenen und silbernen Bällen frühzeitig vernichtet? Außerlich ist die Erklärung für seinen frühen Tod leichter zu finden. Rastelli ist nach einer kleinen Zahnoperation einer Gehirnblutung zum Opfer gefallen. Ein Blutsturz ins Gehirn. Ist das in der Tat nicht ein Absturz wie jeder andere?

Wenn ein Mensch in so unglaublicher Weise den statischen Sinn von den Füßen, die ja Hände sind, bis zum Kopf entwickelt, dessen Ober- und Unterkiefer ebenfalls wieder Hände sind, wenn dieser Sinn schließlich ganz im Kopfe ruht, wo er so faszinierend in den Augen zum Ausdruck kommt, dann genügt in solchem Fall unter Umständen schon die kleinste Zahnoperation, einen Blutsturz herbeizuführen und das Körpergleichgewicht zu vernichten.

Ein Organismus, in dem ein so ungewöhnlich feiner Sinn wie der der Statik bis in die Vegetation der Augen hochgezüchtet ist und wie eine Mimose die zartesten Leistungen hervorbringt, ist keinem gewaltsamen äußeren Eingriff gewachsen wie der einer phlegmatischen Natur.

Wie ein Nachtwandler, der im Traum über die höchsten Dächer geht, wurde der Körper Rastellis durch diese Operation angerufen und stürzte in den Tod. Es gibt Pflanzen, die so zart sind, daß sie von keinem Instrument berührt werden, ohne zu sterben.

Und so verließ denn ein Herr den Ball, auf dessen Blute so viele glänzende Bälle zu unserm Entzücken tanzten, um für immer zu Baal zu gehen, der nur die größten und beliebtesten Tänzer so früh und uns alle übererschend zu sich ruft.

Sommerfrischen-Etat aus Jahr 1736

Von Dr. L. Siebert-Herne (Nachdruck verboten)

Wenn auch heute die Mehrzahl derer, die ins Bad fahren oder in die Sommerfrische, in volle Pension geht, so gibt es doch immer noch sehr viele, besonders in Norddeutschland, die sich während dieser Zeit selbst verköstigen. In früheren Jahrhunderten gaben in den besseren Gasthöfen die Wirte nur Quartier und Getränke, während sie es den Gästen überließen, für ihre Verpflegung mit Speisen selbst zu sorgen. Deshalb brachten die Gäste alles Notwendige mit oder kauften es an Ort und Stelle und kochten nach Belieben. Aber auch Hausrat und Möbel brachten sie vielfach mit. Wir haben darüber manche, zum Teil recht ausführliche Quellen aus den verschiedensten Bädern; denn eigentlich kommen hier nur Bäderte in Betracht, da es „Sommerfrischen“ erst seit dem 19. Jahrhundert gibt. Für manchen wird es vielleicht ganz interessant sein, einmal Einblick zu gewinnen in den Einnahme- und Ausgabe-Etat eines Ehepaares vor rund 200 Jahren. Barth. Frieder. berichtet darüber in seiner Geschichte der Stadt und Bäder zu Baden im Margau folgendermaßen:

Der Badener Kur-Nodel des Pfarrers Joh. Rudolf Burkhard zu Nieder-Weningen gibt uns ein Bild, was eine Züricher Familie unter einer Badensfahrt verstand. Burkhard hielt sich mit seiner Gattin vom 1. August bis zum 15. September 1736 in den Bädern zu Baden auf und führte daselbst eine eigene Haushaltung und eine genaue Rechnung über alle Einnahmen und Ausgaben. Vom 1. August bis 1. September kaufte er 18 Pfund Schafffleisch, 24 Pfund Kalbfleisch, 40 Pfund Rindfleisch, 10½ Pfund Schweinefleisch, 2 Fleischpasteten zu 20 Schilling und eine Bratwurst zu 3 Schilling 3 Heller (1 Schilling = 12 Heller). Andere Einkäufe vom 1. August bis 4. September: 480 Stück Spanisch Brodli zu 1 Schilling, Hüpen (Huppen) für 144 Schilling 4 Heller, Brot für 77 Schilling 8 Heller, Bohnen für 19 Schilling 6 Heller, Eier für 77 Schilling 8 Heller, das Stück zu 3 Heller, 3½ Pfund süßen Anten (Butter), Äpfel für 22 Schilling 6 Heller, Birnen für 16 Schilling 5 Heller, Pasteten für 58 Schilling, Milch für 3 Schilling 2 Heller und ein Pfund Kerzen für 4 Schilling 9 Heller. Zu diesen Einkäufen kamen noch folgende „Badeschenke“, d. h. Geschenke, die ihm vom 2. August bis zum 15. September von mehr als 50 Freunden und Bekannten gespendet wurden: 7 Schafflein, 12 Häslein, 8 Gänse, 3 Hühner, 23 Tauben, 26 Guggel, 3 Epansekel, 1 Bratfisch, 1 Forelle, 2 Aale 3 Barben, 30 Eier, 1 Pfund Rosinen, 1 Pfund Weinbeeren, 2 Pfund und eine Truhe Mandeln, 1 Pfund Pfeffer, 7 Zeinen (Körbe) Bohnen, Kabis (Weißkraut), Kübli, Äpfel, ferner Küchli, Zuckerbrod und Zuckerhüpen. Für Gemachzinsen (Miete) finden sich 22 Gulden 20 Schilling angelegt, für Holz 2 Gulden 4 Schilling, für Trinkgeld an die Wirte 2 Gulden, für Haarschneiden und Rasieren 4 Gulden 28 Schilling, für Fahrlohn und Trinkgeld 1 Gulden 32 Schilling, 1 Bagauli, den Musikanten 12 Schilling und mehrere kleinere Posten. Vor der Abreise wurden noch verschiedene Einkäufe gemacht, z. B. ein Paar schwarze Strümpfe für 1 Gulden 10 Schilling, ein Buch „Fleischpapier“ für 2 Schilling, 1 Nachgeschir für 4 Schilling, Schwefelholz für 4 Schilling und einen Vogekläg für 36 Schilling 8 Heller. Als „Badekröme“, um sie dabei zu verschicken, kaufte er mehrere Spiele. Auch ergänzte er seine Küchenmöbel und sein Tafelservice, wobei verschiedene Löffel, Salzbüchlein, Gläser, Becher und fünfzehn Messer genannt werden; Sabeln scheint man nicht gebraucht zu haben.

So weit unser Gewährsmann. Manchem Leser werden einzelne Posten dessen, was der ehrsame Pfarrherr mit seiner Geliebten „verträgt“ haben soll, etwas hoch erscheinen. Es ist aber keineswegs anzunehmen, daß die beiden alles allein aufgegessen haben, denn damals bestand die Unsitte große Gastereien zu veranstalten, und alle zeitgenössischen Autoren geißeln das üppige, ausschweifende Leben in den Bädern, die von vielen nur aufgesucht wurden, um sich einmal tüchtig „auszuleben“. Auch heute gibt es noch altmodische Menschen, die daselbe von den heutigen Bädern und vielen ihrer Besucher behaupten. Ob sie wohl ganz unrecht haben?

Zwischenfall im Grand Hotel

Skizze von Hans Natonek

Gegen 2 Uhr nachmittags klopfte das Stubenmädchen, dem klinkte es, und als es die Türe des Zimmers von 48 innen verschlossen fand, war ihm die Sache nicht geneuer. Sie betrat sich zunächst mit einer älteren Kollegin, und da gerade der Zimmerkellner ein silbernes Tablett zum Bedienten-Fahrsstuhl schwenkte, erstattete sie ihm, nicht ohne Jaghaftigkeit und Erregung Bericht, als wäre sie schuld daran, daß die Herrschaften von 48 nicht hörten. Wie von einem Gerücht magnetisch angezogen, waren plötzlich zwei weitere

Stubenmädchen da, alle machten ängstliche Gesichter, es lautete etwas Unheimliches zwischen den rotierenden Tapeten des Korridors, es kroch aus der Mahagonitür, über der in goldenen Ziffern die Nummer 48 stand, die jetzt alle anstarrten.

Gäste gingen lautlos über den schweren geblähten Teppich und warfen einen flüchtigen Blick auf die seltsame Gruppe. Das Geschir in der Hand des Kellners klickte leise, wie unwillig. Er hatte das Gesicht einer blauasferten und gut gepuderten Bulldogge. Mit der linken Braue zuckend, warf er dem Klopff ein wenig feilich, und auseinander stob die kleine Gruppe.

Der Kellner von der Etage meldete es dem Portier. Der Portier telephonierte dem Sekretär im Empfangsbüro ein paar Worte, der Sekretär drückte auf einen Knopf und verband sich mit dem Aufschichtsbüro, der Aufschichtsbüro erstattete dem Direktor Meldung. Das war der Instanzenweg. Nodch wußte man nicht, was geschahen war, aber wenn — waren alle maßgebenden Stellen informiert und bereit, das Nötige zu veranlassen.

Der Portier erhielt die Weisung, Zimmer 48 anzurufen. Das Kräulein in der Zentrale weckte, jauchte erst, dann kräftig, zuletzt Sturm. Selbst durch die dicke Polstertür drang, wenn auch gedämpft, das unerhörte Schreien.

Jetzt gab es keinen Zweifel mehr; da war etwas passiert. Im Empfangsbüro holte man den Meldzettel aus der Kartothek: Kurt Domersmarkt, Ombesther aus Goslar, geboren 14. 5. 1899, und Frau Elinor Domersmarkt, geboren 24. 7. 1900. Als nun der Aufschichtsbüro, Berlepsch sein Name, und sogar der Direktor forcirt gemessenen Schrittes die Halle durchquerten, wurden die Boys aufmerksam, die grüneschürzten Hausdiener seitlich im Hintergrund, die Chausseure mit den schrägen Käppis. Es flog ein bedeutender Blick der Verständigung von einer Gruppe zur anderen. Im peinlich geregelten Mechanismus des Lushotels mußte jede ungewohnte Bewegung auffallen. Die Gäste fanden einen Augenblick lang nicht die tadellose Aufmerksamkeit wie sonst, das ging rasch vorüber. Die erakte Disziplin durfte nicht leiden, auch wenn es nach großem Einbruch roch oder nach Hochstapler, nach Brand in den Katakomben des Niesenhotels oder nach Leichen in der Etage.

Verbeirater? Der Portier suchte die Achseln. „Also dann wohl auch nicht Domersmarkt und nicht Ombesther“, schrie Herr Berlepsch hochrot, ohne zu schreien. Der Portier, nicht aus der Ruhe zu bringen, sagte weder ja noch nein, aber eher nein. Jetzt kamen die Herren im Empfangsbüro an die Reihe. „Warum haben Sie nicht die Hässe verlangt? Wie haben die Leute aus?“ Nicht besonders, zu neu. Wie frisch aus dem Warenhaus. „Warum haben Sie nicht gesagt: Bedaure, alles bestelt! In der Hochsaison ein 60-Mark-Zimmer mit Bad für nicht ganz einwandfreie Leute — unerhöht! Und überhaupt Domersmarkt! Quatsch! Domersmarkt heißt man nur in Romane!“ räsonnierte der Aufschichtsbüro weiter. Die Herren haben Flug reden nachher, wenn etwas nicht klappert, dachten die Angestellten.

Der Portier, der Fels in der heimlichen Brandung, telephonierte schon mit dem Kommissariat. Er hatte eine gute alte Beziehung zum Kriminalinspektor Busse. Nein, bitte, ohne Hissigen und ganz unauffällig. Nur den Polizeiarzt mitbringen. Er hängte an.

Der Aufschichtsbüro klopfte erst gar nicht, er schloß gleich auf und trat mit dem Kriminalinspektor und dem Polizeiarzt ein. Natürlich, da hatte man die Bescherung. Da lagen die beiden unter der Dausendecke, weiß wie das spitzengedämmte Wollen, umschlungen, und rührten sich nicht. Sie lagen da, als wollten sie überhaupt nicht mehr fort, in einer herrlichen Ruhe, die auf den Hotelmann wie Imperienz wirkte. Der Arzt beugte sich über ihre, dann über seine Brust. Es war nichts zu hören. „Vor einer Stunde vielleicht hätte man noch etwas machen können“, sagte der Arzt. „Woher mögen sie nur das Veronal haben?“ Herr Berlepsch dachte, besser so, als wenn sie noch lebten; dann mußten wir sie gleich fortschaffen und das gäbe Aufsehen, das im Interesse unseres erstklassigen Hauses vermieden werden muß.

Kriminalinspektor Busse nahm das Zimmer in Augenschein. Auf dem Tisch leuchtete ein Tafelglas mit erlesenen Früchten, die wie künstlich poliert aussahen. Eine leere Sektflasche mit einer Serviette um den Hals, neigte sich wie abgewürgt über den Eistübel. In einer neuen, ziemlich schweren Rindslederetasche fand Busse einige Ziegelsteine. Auf dem Schreibtisch lag ein Zettel. Sie lasen:

„Ich, Arno Müller, Feiseur aus Magdeburg, sterbe einverständlich mit meiner Braut Elna Huttig, Verkäuferin, weil wir uns nicht heiraten können. Bezahlen können wir leider auch nicht. Vom letzten Geld haben wir uns Sachen gekauft, damit wir wenigstens eine Nacht in Schönheit verleben können und einen ebensolchen Abgang haben. Was geschahen ist. Anverwandte in Magdeburg sind benachrichtigt. Hochachtungsvoll.“

Es folgten die beiden Namen.

„Das muß uns passieren“, stöhnte Berlepsch, „als ob es dafür nicht genug Drei-Mark-Hotels am Nordbahnhof gäbe! Die Sache muß unbedingt vertuscht werden“, sagte er mit einem Blick auf das Bett, als erteilte er den Toten strikte Anordnung. „Wir lassen

se heute nacht, wenn der val paré vorüber ist, heimlich nach dem Zentralfriedhof schaffen. Der Wagen hält am rückwertigen Portal Nummer 7.“

In diesem Augenblick klingelte das Telephon im Lotenzimmer. Herr Berlepsch suchte zusammen. Was ist nun das schon wieder... Man wird ja ganz nervös! Und er warf einen Seitenblick auf die beiden Schläfer, die sich nicht stören ließen. War er abergläubisch? Er zögerte, an den Apparat zu gehen. Würde der tote Feiseur aus Magdeburg angerufen? Aber es meldete sich der Portier. Mit unerschütterlicher Ruhe referierte er: „Es ist eine neue Situation eingetreten, Herr Berlepsch, die Verwandten aus Magdeburg sind da. Acht Mann hoch. Unmögliche Leute. Ich habe sie rasch aus der Halle abgedrängt in das leere grüne Zimmer. Man wurde schon aufmerksam... Zunächst habe ich ihnen gesagt, daß die beiden nicht bei uns sind. Zeit gewinnen. Ich lasse sie warten. Herr Redakteur Binder von der Radio-Post ist bei ihnen.“

„Um Gottes willen“, rief Herr Berlepsch gedämpft.

„Nur die Ruhe nicht verlieren“, sagte der Portier, „Binder hat, als er die tolle Gruppe sah, sofort etwas Besonderes gewittert. Das Langturnier interessiert ihn nicht mehr.“

„Wir sind blamiert!“ flüsterte Berlepsch durch den Apparat; verschwommen klang durch die Membran die Musik aus dem Wintergarten.

„Keine Spur“, beruhigte der Portier, „es ist schon alles besorgt. Den Verwandten habe ich gesagt, daß wir gestern abend das Paar an das Hotel „Stadt Bunzlau“ am Nordbahnhof verwiesen haben. Die Briefe waren eben schon weggeschickt. „Stadt Bunzlau“ habe ich bereits angerufen. Für 400 Emm nehmen sie uns das Paar ab. Die Privatklinik „Helvetia“ ist auch schon verständigt und schickt den großen Krankenwagen. Der steht vielleicht schon am Seitenportal in der Karlstraße. Ueber die Treppe 4 werden diese Gäste unauffällig unser Haus verlassen. Es ist alles in Butter.“

„Aber was wird mit der Verwandtschaft aus Magdeburg und mit dem Redakteur Binder?“ Berlepsch zweifelte noch immer. „Werden sich ins Hotel „Stadt Bunzlau“ hinausbewähren müssen. Ich sage Ihnen ganz einfach, sie sollen sich noch ein bißchen gedulden, ich muß mich erst im Hotel „Stadt Bunzlau“ erkundigen, ob das Paar auch dort abgeflogen ist. Und inzwischen werden die Herrschaften dort abgeflogen sein.“

Unbemerkt geschah der Umzug. Und dem Feiseur Arno Müller und der Verkäuferin Elna Huttig war es jetzt ganz gleichgültig, ob sie im „Astoria“ oder im Hotel „Stadt Bunzlau“ lagen. Die Radio-Post, vom irreführenden Binder informiert, brachte nur sechs Zeilen: Doppelselbstmord eines Liebespaares. In ein obskures Hotel am Nordbahnhof kamen gestern abend...

Welt und Wissen

Epinoza-Feier. Im Haag wird anlässlich der Feier des 300. Geburtstages Epinozas vom 5.—10. September ein Philosophenkongress veranstaltet werden. Die organisatorischen Vorbereitungen trifft die Epinoza-Gesellschaft.

*
Brot aus der Steinzeit. Bei der chemischen Untersuchung von zwei Topfscherben, die in einer handkeramischen Steingut-Siedelung unweit Herkheim im Ries bei Nördlingen gefunden worden waren, stellte der Voss. Zeitung zufolge, Professor Johannes Gräßl Spuren von Emmerkorn sowie Braunkohlenpulver von Tannenholz fest. Er schließt daraus, daß die Töpfe in einem Holzfeuer gekaut haben und überkocht sein müssen. Er nimmt an, daß im Neolithikum das Emmerkorn sein geschrotet, dann aufgekocht und als Mus oder Drei genossen wurde. Die Neolithiker haben, so wird weiter vermutet, das Emmerkorn aus Asien mitgebracht, bauten es an und waren also sesshafte Ackerbauern.

*
Die systematische Erforschung der neuentdeckten prähistorischen Siedelung am Abhange des erloschenen Vulkans Cetona in der Provinz Siena, die Prof. U. Calzoni unternommen hat, führte, wie die Neue Züricher Zeitung meldet, zur Auffindung zahlreicher natürlicher Felswohnungen mit verschiedenen Stockwerken, die einst durch vorgebaute Holzstützen erweitert wurden. Die troglodytischen Ansassen der vorertruskischen Zeit, deren primitive Sitten dem Verständnis große Schwierigkeiten bieten, besaßen einen besonderen Bestattungskult: die menschlichen Knochenreste wurden durchgängig mit den Knochen von Hunden in eine dichte Aschenschicht eingebettet; vielleicht war ihnen auch der Kannibalismus nicht fremd. Bei den Feuerstellen am Eingange der Höhlen fanden sich Knochen von Kindern, Schafen, Schweinen, Hirschen, deren Mark als Vorkerbissen gedient haben muß; steinerne Kornmühlen bewiesen, daß den Troglodyten auch die Zerealien als Nahrung dienten. Die Körperwaren, oft spiralförmig oder mäandrisch geziert, zeigen einen gewissen Grad fortgeschrittener Technik in der Materialbehandlung.